

direktor und Verwalter der preussischen Seehandlung war selbstverständlich nicht die Person, sich in studentische Feudalitäten zu verirren oder auch nur in entfernt Ähnliches zu verlieren. Seine Briefe aus der Studentenzeit, sowie auch die in den leider anonym erschienenen „Lebensnachrichten“ zerstreuten biographischen Notizen zeigen das Gegenteil, erstere um so reichlicher und deutlicher, als sie viel, ja mehr als billig Selbstspiegelung enthalten. Der künftige Kritiker der römischen Urgeschichte ist schon früh eine Art Muster von sich isolierendem Studenten. So berichtet er seinen Eltern nach kaum einmonatigem Aufenthalte in Kiel, dass er sich freiwillig von Gesellschaften fernhalte, um nicht die Abende und Frühstunden und vor allen Dingen nicht den ruhigen Geist zu verlieren. Der achtzehnjährige Student begründet einige Monate später seine Zurückgezogenheit mit der Notwendigkeit, Zeitökonomie zu treiben. „Es ist doch ausgemacht“, schreibt er, „dass man auf der Universität ist, nicht so vergnügt zu leben als man kann, sondern so nützlich, als es in unseren Kräften steht.“ Seine Eltern möchten es ihm ja glauben, dass man bei vielem Umgang nicht so glücklich sei, als er im Gefühl seiner wohl angewandten Einsamkeit; bei seinem strengeren Leben, das er sich auferlege, mögen sich zwar seine Sitten verhärten, aber er verschlechtere sich dabei gewiss nicht; er habe nur die Wahl, sich den Sitten unserer schlechten, weichlichen, kraftlosen Zeit anzupassen, oder sich an seine eigenen Sitten zu halten. Auf die erste Weise könne man vielleicht einem grossen Teil der Zeitgenossen gefallen, aber gewiss nicht den Besseren, nicht sich selbst, nicht der Nachwelt; auf die zweite verstosse man gegen die Billiger der ersten, aber man lebe, um sich seinen eigenen Beifall zu verdienen und vergehe nicht mit der grossen Schar namenloser Zeitgenossen.

Einem solchen ernsten Streben nach Ehre und Anerkennung liegt wahrlich nichts ferner als studentische Extravaganzen. Bei Niebuhr kann man sicher sein, dass er dem ganzen sogenannten burschikosen Treiben völlig fremd, unbeteiligt, ja antipathisch gegenüberstand.

In seinem ungestümen Drange nach Erfolg konnte er sich selbst niemals genugthun. Selbstanklagen gehörten in seinen Briefen nicht zu den Seltenheiten, und bei der ungewöhnlichen Reife seines Verstandes konnte es ihm schon in jungen Jahren nicht entgehen, dass aller Erfolg doch schliesslich vom Selbststudium abhängt. Er findet deshalb auch die universitäre Lehrart vielfach nicht zweckmässig und bedauert gradezu, durch die Gesetze an die Universität gebunden zu sein. „Wie beneide ich“, schreibt er aus Kiel den Eltern, „die Schweizer, die lernen, was sie lernen, und das ist nicht wenig, in ihrer Vaterstadt. Das erste Gesetz, was ich machen möchte, wäre, dass jeder junge Mensch, der im zwanzigsten Jahre eine streng zu prüfende Abhandlung eingäbe (nach meinem Plan, eine selbst gearbeitete Darstellung einiger Wissenschaften), vom akademischen Zwange befreit werden sollte. Für die übrigen würde ich klösterlichen Zwang anordnen. Das würde zum Fleiss ermuntern und vom Universitätsleben abschrecken.“

Man sieht aus all' diesen Äusserungen, dass, wenn Niebuhr irgendwo Fehler gemacht hat, dies nicht in der Richtung auf studentische Ausschreitungen, sondern eher in einem Sichverlieren auf Dinge geschehen ist, die dem Durchschnitt Studierender gleichgültig sind und bleiben müssen. Niebuhr klagt in nicht wenigen Briefen über seinen ungeordneten Geist, den eine planlose Erziehung verschulde und den er, dem Beispiel Humes folgend, gelegentlich einmal durch längere Einsamkeit wieder in das richtige Geleis